Uwe Schneider

Der Tod wartet in der Römerstadt

Kriminalroman



Königshausen & Neumann

Uwe Schneider

—

Der Tod wartet in der Römerstadt

Uwe Schneider, geboren am 6.12.1954 in Breitenbach bei Kassel, arbeitete nach dem Studium der Musik und ev. Theologie bis zu seiner Pensionierung als Lehrer.
Heute ist er für die Museumsverwaltung Wetzlar im Bereich Bildung und Vermittlung tätig.

Uwe Schneider

Der Tod wartet in der Römerstadt

Kriminalroman

Königshausen & Neumann

Der Verlag verbietet, das Werk in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (›KI‹) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren.
Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Erste Auflage 2026
© Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2026
Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelne Teile.
Kein Teil darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: skh softics
Umschlagabbildung:
Pferdekopf Waldgirmes – Wikimedia Commons
Autor – Gert Heiland

Druck: docupoint, Magdeburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-568-10130-3
eISBN 978-3-568-10131-0

www.koenigshausen-neumann.de

Für Laura Fee und Finn

und

für Elise

Ich habe eine ganze Bibliothek,
die nur Bücher enthält, die falsch sind.
Die Geschichte ist das Reich der Fälschung,
der Lüge und der Dummheit.

Umberto Eco

Ich hatte bisher angenommen,
die Logik sei eine universelle Waffe,
und jetzt musste ich plötzlich erkennen,
dass ihre Kraft und Gültigkeit davon abhängt,
wie man sie einsetzt und gebraucht …
Dass Logik zu mancherlei Dingen nützlich sein kann,
sofern man sie nur im rechten Moment beiseitelässt…

Umberto Eco, *Der Name der Rose*

Schmetterlings-Prolog

Es ist einer jener feenhaften Spätsommertage, die scheinbar nie enden wollen, aber meist schneller als ein Wimpernschlag an einem vorbeiziehen – und vielleicht gerade deshalb auf ewig im Gedächtnis bleiben.

Passionierte Weltenbummler, von denen es heutzutage mehr gibt als eine noch zu erkundende Welt, mögen dem entgegenhalten: Spätsommertage, dem Wortsinn nach, gäbe es in jener Region nicht. Richtig. Aber wenn man das Wort fernab geografischer Besserwisserei betrachtet als ein zauberhaftes inneres Leuchten und ein unbeschwertes spielerisches, tänzerisches Etwas, getragen von einer Leichtigkeit, die dem Menschen nicht allzu oft widerfährt und die doch mit jedem einzelnen Sonnenstrahl schon das Ende in sich trägt, dann bleibt es dabei: Es ist einer jener feenhaften Spätsommertage, die scheinbar nie enden wollen.

Und doch in Windeseile vergehen.

Ein flüchtiger Traum.

Wer wüsste das besser, als die Feen in Shakespeares Sommernachtstraum: *unser Ringelreigentanz nach dem Säuseln des Windes*.

Pusteblumen in der Hand eines Kindes.

Traumgebilde und bleiben doch unvergessen.

Weil sie eine Sehnsucht in uns wachhalten, die so viel realer ist als eine oft genug nur schwer fassbare Realität in all ihrer banalen und traumlosen Wirklichkeit.

Vom Indischen Ozean bläst ein stetiger Westwind die Berghänge hinauf, bis zum Gipfel jenes Berges, der 2234 Meter hoch über dem zentralen Bergmassiv thront. Erst dort verstummen jegliches Blasen und Wehen. Als wüsste der Wind nur zu gut, dass er seine

Schuldigkeit getan hat, dass er der Legende Tribut zollen muss. Seine Kapriolen die Berge hinauf finden ein Ende.

Tief unten am palmenbestandenen Mirissa Beach zwischen Galle und Matara weiß der Schmetterling nichts von der Magie des Windes, sie ist ihm so selbstverständlich wie den Menschen das Atemholen. Nur ein paar Meter vom Strand sitzt er auf einer namenlosen Insel. Wobei Insel ein zu großes Wort ist, für dieses nur ein paar Quadratmeter große, mit Grünzeug auf sandigem Boden bewachsene Inselchen, das über eine schmale hölzerne Brücke für Fußgänger mit dem Festland verbunden ist. Aber ein Schmetterling sieht das natürlich anders.

Ein unbefestigter Weg führt mit ein paar Schritten einmal um das kleine Eiland herum. Auf einer Bank sitzt ein Paar und fotografiert das Meer. Drei weitere Personen stehen am Rand des Eilands mit Blick auf den Indischen Ozean und fotografieren auch – allerdings nicht das Meer, sondern sich selbst.

Den Schmetterling, von einer Pflanze zur nächsten tanzend, sieht niemand. Und niemand kann sagen, nicht einmal der Zitronenfalter selbst, warum es ihn plötzlich danach gelüstet, in höhere Gefilde aufzusteigen. Er braucht keine 214 Kilometer auf stetig ansteigenden, kurvigen und engen Straßen zurückzulegen. Er schwebt auf dem direkten, kürzesten Weg. Luftlinie. An einem dieser zauberhaften Spätsommertage scheint alles ein Kinderspiel – bis man in den Sinharaja-Nebelwald gelangt.

Die heiße Luft trieft vor Feuchtigkeit und auf den feinen Lamellen des Zitronenfalters perlen mal silberne, mal goldglänzende Tropfen – schön anzusehen, aber hinderlich für einen unbeschwerten Flug. Auf dem unter der Hitze dampfenden Asphalt einer schmalen Gebirgsstraße lässt er sich kurz nieder. Die Bäume ringsherum, schwer behangen mit tropfenden Flechten, stehen so nahe der Straße, dass sie fast ein dunkles, unheimliches Gewölbe

bilden. Äste und Stämme werden zu amorphen Gestalten einer fernen, undurchdringlichen, menschenfeindlichen Märchenwelt – vielleicht erscheinen sie gerade deshalb so fremd und zauberhaft. Zuweilen herrscht gespenstische Stille, um im nächsten Moment von infernalischem Lärm übertönt zu werden. Hanuman-Languren, Hutaffen und Papageien, um nur einige zu nennen, scheinen sich mit ihrem ohrenbetäubenden, spöttischen Geschrei über alles und jeden lustig zu machen.

Dem Schmetterling gilt ihr Spott nicht.

Den zwei jungen Männern auf einer alten Honda Rebel 125 aber schon. Müde und erschöpft kämpft sich die in die Jahre gekommene Maschine immer höher in die Berge. Der Fahrer mit Stirntuch und weißer Kriegsbemalung an Stirn, Wangen und Handflächen zum Schutz gegen Sonnenbrand, trägt ein blaues Shirt, Jeans und schmutzige weiße Turnschuhe. Wo auch immer die Steigung etwas nachlässt, schaltet er einen Gang höher, um schon hundert Meter weiter mit einem heftigen kurzen Tritt – die Kupplung hakt ein wenig – wieder zurück in den kleineren Gang zu schalten. Der Mann auf dem Sozius trägt eine rote Regenjacke und überragt den Fahrer um einen halben Kopf. Sein fast asketisches, ansprechendes Gesicht unter den langen Haaren und dem dunklen Bart wäre prädestiniert für die Rolle des Aramis bei den drei Musketieren. Was jedoch nicht so recht zum guten Aussehen des jungen Mannes passen will, ist eine unansehnliche Schürfwunde auf der rechten Wange. Beim Bodysurfen mit dem Kopf in den Sand geknallt, inklusive Krankenhausbesuch in Galle – auch ein unvergessliches Erlebnis. Dafür hat er jetzt mehr Muße, sich genüsslich umzuschauen in dieser an ihnen vorbeiziehenden mythischen Zauberwelt als der Fahrer, der trotz aller Weltabgeschiedenheit hinter jeder Kurve damit rechnen muss, dass ihm aus dem Nichts ein al-

tertümlicher Lkw auf der falschen Straßenseite entgegenkommt. Wobei Linksverkehr für Festlandeuropäer schon allein eine Herausforderung darstellen kann.

Gelassen, aber gerade noch schnell genug, erhebt sich der Schmetterling von der Straße, als sie sich nähern. Die Geschwindigkeit des Motorrads weht ihn dabei sanft gegen die Wange des Fahrers, der erschrocken die linke Hand vom Lenker nimmt, um einer Berührung nachzuspüren, die wie ein kurzes Versprechen anmutet, ohne bewusst wahrgenommen zu sein. Die traumwandlerische Ahnung eines sanften Kusses. Für einen Moment verunsichert, fragt er sich, ob ihm da etwas ins Gesicht geflogen ist. Noch einmal fährt er mit der Linken prüfend über die Wange. Aber da ist nichts. Also wird da auch nichts gewesen sein.

Wie man sich täuschen kann.

Und plötzlich donnert ihnen ein antiker Lkw mitten auf der Straße um die nächste Kurve entgegen. Vom Gas weg. Den Lenker herumreißen und so weit an den Straßenrand ausweichen, wie es gerade noch geht. „Puuhh“, ächzt der Mann auf dem Sozius und sie atmen die rußigen, stinkenden Auspuffgase ein, die auch nach dem Verschwinden des Ungetüms noch einen kurzen Moment in der Luft wabern, bevor der Nebelwald sie der Lächerlichkeit preisgibt – ebenso den Schreck, der ihnen in alle Glieder gefahren ist.

Den Schmetterling berührt das alles nicht, als die Maschine mit dröhnendem Motor unter ihm davonbraust. Schließlich ist auch Geschwindigkeit nur ein relativer Wert.

Bereits am Bambarakanda Wasserfall hat der Zitronenfalter sie wieder eingeholt und sieht sie, neben der heiß gelaufenen Honda stehen. Sie rauchen selbstgedrehte Zigaretten, trinken Wasser aus

Plastikflaschen und starren 263 Meter in die Höhe zu den herabstürzenden Wassermassen.

Den Schmetterling, der sie mit sanften Flügelschlägen überholt, sehen sie nicht. Höher und immer höher schwebt er, getragen vom Wind auf den Schwingen einer Legende, seinem mystischen Ziel und dem Ende seiner langen Reise entgegen – als wäre es seine Bestimmung.

Ein lautes Klopfen.

Die Traumbilder lösen sich wie feine Nebelschleier in der Morgensonne auf, als hätte es sie nie gegeben.

Schweißgebadet erwacht Raffaele Moser nach einer viel zu kurzen Nacht.

RÖMISCHES FORUM

WALDGIRMES

Kapitel 1

Immer für eine Überraschung gut

„Wetzlar ist offensichtlich immer für eine Überraschung gut." Der Streifenpolizist Sebastian Fischer schaut seine neue Kollegin ungläubig an. „Erst ein Goethe, der gar kein Goethe war, sondern ein Karl Wilhelm Jerusalem und jetzt ein römischer Legionär." Fassungslos schüttelt er den Kopf. „Was kommt als Nächstes?"

Yasemin Sahin antwortet nicht auf seine Frage. Sie wüsste sowieso nicht, was sie darauf hätte sagen sollen – von den damaligen Geschehnissen hatte sie nur am Rande gehört.

Es ist bereits viel zu heiß für die frühen Vormittagsstunden. Selbst das nächtliche Gewitter war nicht in der Lage, für kräftige Abkühlung zu sorgen. Man kann es förmlich mit Händen greifen, wie die Temperatur schon wieder steigt, sie Mensch und Natur in den Schwitzkasten nimmt und kaum Raum zum Atmen lässt. Ein allmählich verblassender weißer Vollmond steht noch am blauen Himmel, eine letzte Erinnerung an die dramatischen Ereignisse der letzten Nacht.

Sebastian hebt kurz den Kopf, als er die heiseren Schreie eines Raubvogels hört, aber ohne den Vogel, in der vor Hitze flirrenden Luft, sehen zu können. Längst hat der Rotmilan den bewaldeten Höhenzug erreicht.

Kein Baum, der auf dem ebenen Gelände hätte Schatten spenden können. Das Römische Forum Waldgirmes liegt menschenleer und trostlos unter einer gnadenlosen Sonne. Die einzige Erhebung, wenn man so will, ist eine Rekonstruktion des Reiterstandbilds von Kaiser Augustus. Vom historischen Forum selbst sieht

man nur die auf den Originalfundamenten mit grauen Steinen ebenerdig nachgebildeten Konturen der Anlage. Sodass man eine ungefähre Vorstellung von der Größe bekommt, die das Forum damals besaß. Die Fundamente des 2.200 Quadratmeter großen Bauwerks bestanden aus vermörtelten Steinen. Drei sechs Meter breite Flügel umgaben einen Innenhof, der im Norden durch die große Halle abgeschlossen wurde.

Hinter dem einstigen Forum liegt heute eine Wiese, in einiger Entfernung versucht eine kleine Hecke aus Büschen vergeblich, einen Hochstand zu verstecken. Dahinter geht grasbewachsenes Brachland mit wenigen Bäumen nahtlos in den bewaldeten Höhenzug über.

Yasemin und Sebastian

Sebastian Fischer hat seinen berüchtigten Undercut vor einem halben Jahr abgelegt und trägt die dunkelbraunen Haare jetzt locker nach hinten gekämmt, fast ein bisschen zu lang für einen Polizeihaarschnitt. Bei seiner sportlichen Figur und einer Größe von fast zwei Metern ist er durchaus eine imposante Erscheinung.

Yasemin Sahin reicht ihm gerade mal bis zu den Schultern. Mit dem schwarzhaarigen Bubikopf und der Brille sieht sie eher wie eine Studentin denn wie eine Polizistin aus.

Sebastian hatte sie schon bei ihrem ersten Zusammentreffen an Süher Özlügül erinnert, die Polizistin aus der TV-Serie Friesland, auch wenn er das gegenüber seinen Kollegen nie zugeben würde. Niemals. Und wenn er sie jetzt so anschaut, muss er zugeben, dass ihm Yasemin fast noch besser gefällt – besonders jetzt bei strahlendem Sonnenschein.

Aber es ist nicht nur ihr Aussehen, das ihn beeindruckt.

Sie hat ihm von ihrer Familie erzählt. Die Großeltern kamen aus der Nähe von Konya in Zentralanatolien nach Duisburg, dort lebten sie, arbeiteten und zogen nebenbei drei Kinder groß, unter anderem Yasemins Mutter Burcu. Die zog mit ihrem Mann nach Frankfurt und bekam zwei Kinder, den älteren Bruder Can und Yasemin. Gleich nach dem Abitur ging Yasemin mit großem Erfolg auf die Polizeischule in Wiesbaden. Sie lebte dort alleine, bevor sie aus dienstlichen Gründen nach Mittelhessen umzog.

Und er, Sebastian Fischer, hat er je daran gedacht, wegzuziehen, wohin auch immer? Nein. Er vermutet, dass auch keiner seiner Vorfahren bis zu den Zeiten der Varusschlacht, ähnliche Anwandlungen verspürt hatte. Wahrscheinlich hat keiner von ihnen je einen Fuß so weit vor die Tür gesetzt, dass die Lahn außer Sichtweite geraten wäre. So gesehen könnte durchaus einer von ihnen schon in der alten Römerstadt sein Unwesen getrieben haben.

Aber bedeutet das schon: Heimat?

Sebastian erinnert sich gut, wenn auch ungern, wie er in dem kleinen Dorf als Grundschulkind zum Bäcker geschickt wurde. Er hasste es. Fühlte sich, warum auch immer, unwohl. Schließlich rannte er nur *galoppierend*, so schnell es ging, den Berg runter, um die Kurve und dann atemlos in die Bäckerei. Nur niemandem begegnen. Wie Aragorn in *Herr der Ringe* ritt er durch die Straßen, als wäre das Dorf die fremde und düstere Vulkanlandschaft von Mordor.

Warum?

Ist Heimat nicht ein allseits gepriesener Wohlfühlort?

Später hat er im Fußballverein für Furore gesorgt, hatte jede Menge Kumpels und Besäufnisse – und doch…

Wenn Yasemin einen Raum betritt, vermittelt sie den Eindruck, dass sie genau da ist, wo sie sein will.

Sebastian Fischer hingegen ist sich gar nicht so sicher, ob er dahin wollte, wo er gerade hingestellt wird.

Dabei ist er doch *der coole Basti*, den so schnell nichts aus der Ruhe bringt. Ja, das ist er auch, ein cooler Hund und alle, die ihn kennen, würden dem zustimmen. Er strahlt eine gelassene Freundlichkeit aus, die ihm auch bei der Polizeiarbeit schon viel positives Feedback eingebracht hat. Seine Vorgesetzten sagen, der Fischer kann gut mit den Leuten umgehen.

Das mag stimmen, aber …

Könnte es größere Unterschiede zwischen zwei Personen und den dazugehörenden Familiengeschichten geben?

Von der Konfession einmal ganz abgesehen. Aber über dieses Thema hatte er mit Yasemin noch nie gesprochen. Er wüsste auch gar nicht, was er zu *seiner* Konfession sagen sollte und erst recht nicht zu ihrer.

Was für abstruse Gedanken kommen ihm angesichts eines Mordopfers?

Nicht zu glauben!

Sebastian schaut die Kollegin an, als würde er sie zum ersten Mal sehen. Tatsächlich hat er sich noch nicht an sie gewöhnt. Zu lange war er mit Klaus Beppler ein Team. Aber der befindet sich in einer Reha. Burn-out. Wie lange er ausfällt, kann niemand sagen. Natürlich haben ihn die Kollegen aufgezogen. Na, wen hast du bestochen, dass die Neue dir zugeteilt wurde? Basti, Basti, pass bloß auf, dass sie dich nicht mit Haut und Haaren verschlingt.

Sicher sind sie nur neidisch. Obwohl – so scharf ist er gar nicht darauf gewesen, mit Yasemin auf Streife zu gehen. Sie macht ihn nervös. Das mag er gar nicht. Vor allem, weil er nicht so recht weiß, warum sie ihn nervös macht. Weil sie eine äußerst attraktive junge Frau ist? Ja, schon. Aber nicht nur. Es ist auch ihre Selbstsicherheit mit der sie allen und allem gegenübertritt, oft ge-

nug gepaart mit einem freundlich ironischen Lächeln. Auch wenn Sebastian so schnell nichts aus der Ruhe bringt, mit ihrem keineswegs aufgesetzten Selbstbewusstsein kann er einfach nicht mithalten. Deshalb kommt er sich ihr gegenüber zuweilen klein vor. Da nützt es auch nichts, dass er einen Kopf größer ist. Im Umgang mit anderen Menschen tut er sich schon immer etwas schwer, vor allem mit Fremden, aber auch mit Vorgesetzten. Da ist immer eine unterschwellige Unsicherheit im Spiel. Er weiß es, es ärgert ihn, aber abstellen konnte er es bisher nicht.

Mit Klaus Beppler war das natürlich nicht so.

Das Duo war ein eingespieltes Team.

Betreten schaut er zu Boden. Dann blickt er Yasemin noch einmal an und weiß, es liegt doch auch an ihrem Aussehen. Von Kopf bis Fuß eine bezaubernde Person; sogar in Polizeiuniform. So was kann niemanden kaltlassen, erst recht nicht bei dieser Hitze.

Ein römischer Legionär und sein Gladius

„Was damals im Jerusalemhaus passiert ist, kannst du nicht wissen, Yasemin, zu der Zeit warst du noch nicht vor Ort." Sebastian Fischers Stimme klingt irgendwie derangiert – was auch dem geschuldet sein mag, was da wie in einem schlechten Film direkt vor ihren Füßen liegt.

„Nee", pflichtet sie ihm bei und verkneift sich ein Grinsen, das der Situation auch völlig unangebracht gewesen wäre. „Ist das jetzt von Bedeutung oder kann die Erklärung warten?"

„Kann warten", antwortet er.

„Dann konzentrieren wir uns auf die Gegenwart. Schlimmer konnte es heute nicht kommen. Schließlich sieht man so etwas nicht alle Tage. Anscheinend ist das Revier Wetzlar tatsächlich,

wie du so treffend festgestellt hast, immer für eine Überraschung gut."

Vor ihnen, neben einer Bank, liegt ein römischer Legionär in kompletter Ausrüstung. Er trägt Militärstiefel, selbstverständlich ohne Socken, und eine leicht gepolsterte Kampftunika mit Lederfransen besetzten Schultern und einem passenden mit Lederriemen verzierten Rock. Darüber sitzt eine Art leichtes Kettenhemd, auf dem mehrere Phalerae prangen – scheibenförmige metallene Ehrenzeichen römischer Legionäre, auf einem ledernen Gurtsystem, dem Phalerenset, befestigt. Über die Schulter trägt er den roten Militärumhang, von dem allerdings, wenn man auf dem Rücken liegt, nicht viel zu sehen ist, und um den Hals ein ebenfalls rotes Tuch. Auf dem Kopf prangt ein Helm mit schwarzem Pferdeschweif auf der Spitze, der Wangenschutz ist unter dem Kinn mit einer Kordel befestigt.

Also alles sehr vorschriftsmäßig.

Nur der Gladius, das legendäre römische Schwert mit einer beidseitig geschliffenen Klinge von etwa 50 Zentimeter Länge, steckt nicht da, wo er sein sollte.

Die entsprechende Halterung am Gürtel ist leer.

Das Kurzschwert steckt bis zum Anschlag mittig in der Brust des Legionärs.

Die rechte Hand umfasst noch immer den Griff des Schwertes, die linke liegt in einer Lache dunklen Blutes neben dem Körper. Der durchstochene Brustharnisch ist blutbesudelt.

Dass der Mann tot ist, daran gibt es keinen Zweifel.

Und trotzdem hat der Anblick des toten Detlef Bauer etwas Groteskes, fast Komisches. Vor allem die blassen, behaarten, schlaffen Beine, die von der kurzen Militärtunika nicht annähernd bedeckt sind, sodass darunter eine zeitgenössische Unterhose hervorlugt. Kein römischer Legionär hätte mit dieser körperli-

chen Konstitution auch nur die ersten Schritte bei einem ihrer berühmt-berüchtigten Tagesmärsche geschafft. Dazu die nackten schmutzigen Füße in den archaischen Lederstiefeln. Als wäre Detlef Bauer in den Film *Das Leben des Brian* von Monty Python gestolpert. Schon irgendwie komisch – wäre da nicht der Gladius, der tief in seiner Brust steckt.

„Sie haben ihn genauso vorgefunden und uns dann sofort angerufen?“, fragt Sebastian.

Der Angesprochene, ein Mann zwischen fünfzig und sechzig, schütteres Haar, wohlbeleibt, in einer zu weiten Jeans und einem karierten Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln, hatte die ganze Zeit schweigend zwei Meter hinter der Bank gestanden und abwechselnd fassungslos auf die beiden Polizisten und den Toten gestarrt. Jetzt nickt er nur.

„Haben Sie etwas angefasst?“, will Yasemin wissen.

„Oh, nein. Gott bewahre!“, protestiert der Museumsmitarbeiter vehement.

„Dann berichten Sie mal“, fordert ihn Sebastian auf.

Augenblicke später rollen zwei Pkw auf den Parkplatz. Die Geräusche ihrer Reifen auf dem Splitt durchdringen die bleierne Stille, die auf dem Forum lastet.

Hauptkommissar Keller und Kommissar Frank Schrader kommen ihnen schnellen Schrittes entgegen. Hinter ihnen eine Frau und ein Mann von der Spurensicherung in weißen Schutzanzügen.

„Wer sind Sie?“, fragt Keller ohne eine Begrüßung mit Blick auf den Angestellten des Forums.

„Peter Schmidt, ich arbeite für das Museum. Ich habe den Toten gefunden.“

„Ich habe schon mit ihm gesprochen“, stellt Sebastian Fischer klar. „Viel kann er nicht sagen. Nur, dass er ihn gefunden und die Polizei gerufen hat.“

„Ich möchte es, bitte, von dem Mann selbst hören. Berichten Sie von Anfang an, Herr Schmidt, und lassen Sie nichts aus."

„Von Anfang an? … Von wann genau?", fragt Schmidt verunsichert.

Sebastian verkneift sich im letzten Moment ein Grinsen, nachdem ihm Yasemin einen sanften Stoß mit dem Ellenbogen verpasst hat.

„Von dem Moment an als Sie das Forumsgelände betreten haben."

„Gut." Peter Schmidt holt tief Luft. „Na ja … also … kurz vor zehn bin ich hier angekommen und habe mich zum Museum begeben."

„Wie sind Sie hergekommen?"

„Dort, der VW Golf ist mein Auto." Dabei zeigt er mit dem ausgestreckten Arm zum Parkplatz, wo besagter Wagen steht.

„Prima, Sie sind also zum Eingang des Museums gegangen … weiter."

„Nein, auf dem kurzen Weg habe ich noch einen Blick über das Gelände geworfen." Er breitet die Arme aus und blickt voller Stolz über das Forum als wäre es sein Vorgarten. „Das mache ich immer, bevor ich mit der Arbeit beginne. Ist so eine Angewohnheit. Aber dann…" Fassungslos schüttelt er den Kopf. „Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich sagen soll..."

„Das ist doch nur zu verständlich, Herr Schmidt", sagt Schrader mitfühlend, „versuchen Sie trotzdem, sich ganz genau zu erinnern."

„Ja. Gut. Dann ist mein Blick auf die liegende Person neben der Bank gefallen … und, nun ja, ich war schon etwas verunsichert. Auch wenn ich nicht genau sehen konnte, um wen oder was es sich handelte. Trotzdem bin ich hingegangen und habe Detlef Bauer so vorgefunden, wie er jetzt da liegt … Ich bin noch immer völlig schockiert." Sein Gesicht ist grau und fahl und seine Augen

scheinen nicht mehr zu wissen, wohin sie vor lauter Fassungslosigkeit schauen sollen.

„Detlef Bauer? Sie kennen also den Toten?“, fragt Keller.

Schmidt schaut den Hauptkommissar ob einer so überflüssigen Frage verständnislos an. „Wie gesagt, das ist Detlef Bauer, der Kassenwart der Legio Viginta.“

„Der was?“, fragt Kommissar Schrader ungläubig.

„Der Legio Viginta … Detlef Bauer war ihr Kassenwart.“

Die Lemuralia

Der arme Detlef Bauer.

Dabei hatte er noch am 13. Mai die Lemuralia nach altrömischem Ritus begangen, eine unheimliche religiöse Feier zur Besänftigung und Vertreibung der bösen und ruhelosen Totengeister, der Lemures. Er war also durchaus, trotz seines zuweilen etwas aufbrausenden Naturells, ein vorsichtiger und ängstlicher Mensch. Er brauchte nur mit dem falschen Fuß aufzustehen, schon war der Tag für ihn gelaufen. Um dieser ständigen Angst Herr zu werden, nahm er Beruhigungsmittel und hatte sich – sicher ist sicher – seit einiger Zeit in immer neue Spinnereien und Rituale geflüchtet.

Vor allem durch die ordnungsgemäße Durchführung der Lemuralia erhoffte er sich Schutz für sein in sehr unruhige Fahrwasser geratenes Leben. Einen Schutz, den er, wie er fand, bitter nötig hatte. Zu den endlosen Streitereien bezüglich der Scheidung kamen noch finanzielle und berufliche Probleme hinzu. Wenn es ihm wenigstens gelang die Totengeister zu besänftigen, konnte das sicher nicht schaden, die anstehenden schweren Zeiten unbeschadet zu überstehen.

Bauer war 47 Jahre alt, von schmächtiger Gestalt und bereits ergrauter, sehr ausgedünnter Haarpracht. Hätte er seine Arbeit als Lagerist mit dem gleichen Engagement erledigt, das er für das Alte Rom an den Tag legte, wäre er nicht in die missliche Lage geraten, sich am Ende des Monats nach einem neuen Job umsehen zu müssen. Früher hatte er in einem ortsansässigen Chor gesungen und sich mit viel Hingabe um den Garten und die Grünpflanzen im gemeinsamen Haus gekümmert. In seiner tristen Zweizimmerwohnung wollte er kein Grünzeug sehen und nach Gesang war ihm schon lange nicht mehr zumute.

Alles was ihn noch interessierte war die Legio Viginta und die Geschichte des Alten Roms.

Aus heutiger Sicht könnte man die Lemuralia oder auch Lemuria als einen Vorläufer von Halloween bezeichnen, aber einen solch despektierlichen Vergleich herzustellen, wäre für Bauer ein nicht zu ertragender Frevel gewesen. Denn in diesen Dingen war er sehr pedantisch und reagierte gegebenenfalls schon mal mit einem seiner allseits bekannten Wutausbrüche. Erst kürzlich hatte er bei einem Übungstreffen der Legio in voller Montur, auf das Heftigste Siegfried Kremer zusammengeschissen, weil der unter den Ledersandalen Strümpfe trug. Da verstand Detlef keinen Spaß. Aber als jener Siegfried fragte, wer ihm bei einem anstehenden Umzug helfen könnte, war Bauer der Erste und Einzige, der sich meldete und ihn tatkräftig unterstützte.

Im Grunde war er ein herzensguter Mensch, dem nur zuweilen die Pferde durchgingen.

Dass er alle Informationen, die er benötigte, um das vorgeschriebene Ritual der Lemuralia ordnungsgemäß durchzuführen, aus dem fernen Bali erhalten hat, mag verwundern. Aber, wie man noch sehen wird, ist das alles andere als eine Überraschung – erst recht nicht für Hauptkommissar Keller.

Im antiken Rom wurde das Fest am 9., 11. und 13. Mai gefeiert. An diesen Tagen blieben alle Tempel geschlossen und es fanden weder Wagenrennen noch öffentliche Spiele statt. Auch Besucher zu empfangen oder gar selbst jemanden zu besuchen, war tabu.

Detlef hätte sowieso nicht gewusst, wen er hätte besuchen sollen und wann das letzte Mal ein Besucher in seiner Wohnung war, sieht man von Postboten, Pizzalieferdiensten und dergleichen einmal ab.

Bauer hatte schon vor einem halben Jahr einen kleinen Hausschrein zum Schutz vor den Unwägbarkeiten des Lebens in seiner Zweizimmerwohnung errichtet. Die dafür benötigten Laren und Penaten, Schutzgötter des Haushalts, hatte er sich im Internet in einem Römer-Shop bestellt. Fünf an der Zahl. Einen entsprechenden Tipp samt Webadresse hatte er von einem gewissen Marian Steinhauer bekommen, der schon bald, wenn auch aus ganz anderen Gründen, das polizeiliche Interesse auf sich ziehen wird.

Vor jeder dieser fünf Terrakottafiguren hatte Bauer eine Schale mit Räucherwerk entzündet. Mangels Büsten seiner Vorfahren hatte er Fotografien von ihnen im Wohnzimmer auf dem Tisch im Kreis aufgestellt. In der Mitte stand eine Schale mit schwarzen Bohnen. Punkt Mitternacht hatte Detlef, barfuß und in einer stilechten römischen Tunika, die Hülsenfrüchte, wie es der Ritus verlangt, hinter sich geworfen, ohne sich umzudrehen und die dazugehörige Formel laut ausgesprochen: „Diese Bohnen werfe ich und mit diesen erlöse ich mich und die Meinen."

Er hätte sich dabei filmen und das Video ins Netz stellen sollen. TikTok, Instagram, Facebook und Co. hätten sich vor Begeisterung nicht mehr eingekriegt. Es hätte ihn posthum zum Star gemacht.

Aber zumindest darin hatte er mit einem Mann wie Marian Steinhauer, der sich gern im Licht der Öffentlichkeit sonnte, nichts gemein. Detlef Bauer verachtete jede Form lächerlicher Pu-

blicity. Ihm ging es allein um die wissenschaftliche – auch wenn in Bezug auf seine Person das Wort pseudowissenschaftlich, um es wohlwollend auszudrücken, die treffendere Bezeichnung gewesen wäre – und integre Beschäftigung mit der Historie des Alten Roms.

Für ihn war das Ritual der Lemuralia, deren strikte Regeln er zu seinem Schutz befolgte und durchgeführt hatte, kein Spektakel, sondern eine viel zu ernste und überaus seriöse Handlung, um sie vor einem geifernden Pöbel der Lächerlichkeit preiszugeben.

Geholfen hat es, wie man sieht, leider nicht.

Genauso wie Varus

„Legio Viginta, was haben wir uns darunter vorzustellen?“, fragt nun auch Hauptkommissar Keller. Ob er genervt oder aufs Höchste konzentriert ist, lässt sich an seiner Stimme nicht ablesen.

„Das ist ein Verein, der sich dem römischen Leben, vor allem aber dem der Legionäre verschrieben hat. Hin und wieder ist die Legio Viginta für einen Event hier vor Ort … ist sehr beliebt bei den Leuten.“

„Wenn Sie den Mann kennen“, unterbricht ihn Kommissar Schrader, „können Sie sich vorstellen, wer den Mann getötet haben könnte? Hatte er Feinde? Hatte er persönliche Probleme?“

„Tjoh, dazu kann ich Ihnen wirklich nichts sagen … also persönlich kannte ich den gar nicht so richtig. Nur in seiner Funktion als Kassenwart der Legio. Und hin und wieder gab es ein kurzes belangloses Schwätzchen, wenn sie zu ihren Aufführungen oder vorbereitenden organisatorischen Gesprächen hier vor Ort waren. Mehr war da nicht.“

„Also keine Feinde?“, wiederholt Schrader noch einmal seine Frage.

„Wie gesagt, ich kannte ihn zu wenig, um eine solche Frage beantworten zu können. Obwohl“, macht Schmidt dann doch eine bedeutungsvolle Pause, „es gab da schon vor einigen Tagen einen riesigen Streit … es heißt, es sei nicht der erste gewesen.“

„Und mit wem?“

„Mit dem Etrusker.“

„Mit dem Etrusker?“, fragt Keller nun doch etwas irritiert.

„Ja, er ist ebenfalls Mitglied der Legio Viginta“, erklärt der Museumsmitarbeiter nickend

„Ein Etrusker im Römerverein?“ Schrader kann es nicht glauben.

„Tjoh, so isses, ein Etrusker.“ Peter Schmidt versucht ein Lächeln, das nicht so recht gelingen will. „Fragen Sie mich nicht, warum. Wahrscheinlich gab es deshalb die Streitereien.“

„Worum es bei dem letzten Streit ging, wissen Sie nicht, Herr Schmidt?“

„Nein.“ Der Museumsmitarbeiter schüttelt heftig den Kopf. „Ich habe mich da immer sehr bewusst rausgehalten.“

„Und wie er heißt, wissen Sie auch nicht“, stellt Schrader schon die nächste Frage, hörbar mit seiner Geduld am Ende.

„Wer?“

„Der Etrusker.“

„Doch, klar“, antwortet Schmidt geistesabwesend und schaut kopfschüttelnd zum wiederholten Male zu dem toten Detlef Bauer, als könne er es immer noch nicht glauben, was seine Augen aber ganz offensichtlich längst als Realität zur Kenntnis genommen haben.

„Und wie heißt der gute Mann nun?“

„Wer?“, fragt der Museumsmitarbeiter geistesabwesend zum wiederholten Male.

„Na, der Etrusker."

„Ach so, der, Marian Steinhauer … Jaja, Marian Steinhauer nennen alle hier nur den Etrusker." Dann blickt er fast verlegen zu Boden, als müsse er sich zu den folgenden Worten zwingen. „Vielleicht noch eins, Herr Kommissar."

Keller verkneift sich den Hinweis, dass er als Hauptkommissar anzusprechen ist. Er will diesen Mann nicht noch mehr durcheinanderbringen, als er es ohnehin schon ist und sagt stattdessen nur: „Bitte, ich höre."

Peter Schmidt zögert kurz. „So wie er daliegt … Varus soll sich genauso umgebracht haben." Er holt fast verzweifelt tief Luft. „Nachdem er die gleichnamige Schlacht verloren hatte und seine drei Legionen abgeschlachtet und vernichtet waren."

„Varus …"

„Genau, das ist …"

„Ich weiß, wer Varus ist", sagt Keller nun doch etwas ungehalten, als könne er den ganzen Römer-Quatsch nicht mehr hören. Dann fährt er aber mit ruhiger, betont freundlicher Stimme fort: „Gut. Danke. Wie ich diesen Marian Steinhauer erreichen kann, wissen Sie nicht?"

Schmidt schüttelt schweigend mit dem Kopf. Dann besinnt er sich aber: „Doch, doch … Warten Sie, ich hole Ihnen ein Schriftstück mit den Kontaktdaten der Legio Viginta."

„So machen wir das." Die Erleichterung in Kellers Stimme ist nicht zu überhören. „Gehen Sie ins Museum, holen das entsprechende Schriftstück und dann sind Sie erst einmal entlassen … Machen Sie es sich bequem, trinken einen Schluck Wasser, und erholen sich von dem Schock … wir kommen später noch zu Ihnen rein."

Mit müden Schritten geht Peter Schmidt die paar Meter zu dem neuen Museumsgebäude, das südlich des Forums auf einer kleinen Erhebung steht. Das moderne einstöckige Gebäude mit

Flachdach wird auf drei Seiten von einer großen Glasfront dominiert und schwebt auf etwa einen Meter hohen schwarzen quadratischen Pfosten, die sich entlang der Außenwände ziehen.

„Die Tür ist offen. Nicht abgeschlossen", ruft er den Polizisten noch zu.

Keller nickt nur genervt und Schrader grinst Sebastian verschwörerisch an, der daraufhin eine gewisse Erheiterung auch nicht mehr unterdrücken kann. Zur Ehrenrettung der Polizisten sei jedoch gesagt, dass zu diesem Zeitpunkt niemand ahnen kann, dass im Museum eine weitere böse Überraschung auf sie wartet.

Der Hauptkommissar ist in seinem Element. Die dunklen Haare akkurat, in Designerjeans und weißem Hemd, die oberen zwei Knöpfe leger geöffnet, stiehlt er jedem TV-Kommissar die Show und das nicht nur in Bezug auf sein Äußeres, wie sich noch zeigen wird.

Kommissar Frank Schrader wirkt dagegen regelrecht derangiert. Das T-Shirt bereits von Schweißflecken unter den Achseln gezeichnet, die graue Sommerhose sicher schon einige Tage getragen, und die Haare nur halbwegs frisiert. Mit einem verhaltenen Lächeln sagt er in die Runde, auch wenn er weiß, dass es der Situation nicht angemessen ist: „Wenn es ein japanischer Samurai wäre, würde ich sagen, Harakiri."

Hauptkommissar Keller und Kommissar Frank Schrader

Der Hauptkommissar verzieht sein Gesicht, als bereue er, Schrader im Hinblick auf seine humoristischen Kommentare – humoristisch alleine nach Ansicht von Schrader – weitgehend freie Hand gelassen zu haben. Auch wenn Kellers diesbezügliche Großzügigkeit durchaus begründet gewesen sein mag.

Ein Grund dafür war diese Nacht im Jerusalemhaus. Frank Schrader hatte ihn telefonisch bei einer sehr privaten Tätigkeit nachhaltig unterbrochen. Diese Unterbrechung sei völlig unbegründet, um nicht zu sagen, an den Haaren herbeigezogen gewesen, fand Keller, hatte ihn deshalb dermaßen zur Schnecke gemacht und ihm wutschnaubend das Du aufgekündigt.

Und auch wenn sich im Nachhinein herausstellte, dass Schraders Anruf durchaus begründet gewesen war, machte das die Sache aber nicht wirklich besser. Am Ende jener Nacht war man wieder per Du und Keller nahm sich vor, in Zukunft etwas großzügiger im Umgang mit seinem jungen Untergebenen zu verfahren.

Der andere Punkt war Kellers Einsicht, dass Schraders verbale humoristische Einlagen zwar oft etwas despektierlich und auf den ersten Blick unangebracht wirkten, in dem einen oder anderen Verhör aber tatsächlich, warum auch immer, zu verwertbaren Aussagen geführt hatten. Auch wenn diese Strategie in keinem Polizeihandbuch Erwähnung findet. Wenn etwas dabei herauskommt, dann soll er doch, denkt sich Keller.

Wie gesagt, die beiden sind per Du, aber Frank Schrader nennt den Hauptkommissar, wie alle anderen auch, nur Keller. Beim angebotenen Du hatte Frank zwar gefragt: „Und dein Vorname?"

„Keller, das reicht", war die bündige Antwort.

Kellers Freundin Sabine Grosser, die bei jenem Anruf, der zu Kellers Wutausbruch führte, eine nicht unwesentliche Rolle spielte, nannte ihn zwar hin und wieder *Mein Bärchen*, aber, wie gesagt, für alle anderen war er Keller.

Nur Keller.

Deshalb ist sein Untergebener für ihn auch nur Schrader.

Ein ungleiches Paar. Der gutaussehende, top gekleidete Mittvierziger Keller und der zehn Jahre jüngere und immer etwas abgewetzt wirkende Single Frank Schrader, für den Kleidung eine

eher untergeordnete Rolle spielt. Und wo bei Keller kein schwarzes Haar am falschen Platz zu sitzen scheint, ist es bei Schraders strohblondem Lockenkopf genau umgekehrt.

Frank Schrader verbrachte seine Kinder- und Jugendzeit – die Eltern waren von der Stadt aufs Land gezogen – mit der Dorfjugend überwiegend auf dem Bolzplatz. Weil er dabei nicht besonders erfolgreich gewesen ist – im Gegensatz zu dem Streifenpolizisten Sebastian Fischer, der es fast bis in die Hessenliga geschafft hatte – beendete Frank früh seine Karriere als Fußballer und ließ sich überreden, der örtlichen Bläsergruppe beizutreten. Als Zugezogener wollte er jede Gelegenheit nutzen, um zu zeigen, dass er dazugehörte. Also lernte er Trompete. Aber nur für kurze Zeit, denn bald fand er, dass so etwas wie *diese Knüppelkapelle* – seine Worte – zu einem coolen Typen wie ihm nicht passt. Und weil es sonst nichts gab außer den Partys am Wochenende, wurde er noch rechtzeitig vor dem Abitur ein richtig guter Schüler.

Keller dagegen liebte es, in seiner Kindheit und Jugend mit der alleinerziehenden Mutter jede Theateraufführung im Rhein-Main-Gebiet zu besuchen, die gerade angesagt war. Dass die Polizei ihn Jahre später nicht an die Geisteswissenschaften verloren hat, ist allein einem Zerwürfnis mit der Mutter zu verdanken, die meinte, der Beruf eines Polizisten sei unter der Würde einer Familie Keller. Aber der junge Mann blieb standhaft, ist heute stolzer Hauptkommissar der Kriminalpolizei – und ist dennoch geblieben, was er immer schon war: ein Feingeist durch und durch.

So gesehen war seine Begeisterung für die ungewöhnliche Shakespeare-Aufführung vor einem Jahr im Hinterhof des Reichskammergerichtsmuseums in Wetzlar alles andere als zufällig. Zudem war dieses Theaterstück mitsamt den daraus resultierenden Folgen, wenn man so will, der Prolog für das Zerwürfnis zwischen ihnen.

Aber vergessen und vorbei.

Mittlerweile sind beide trotz aller genannten Unterschiede ein eingespieltes Team und können auf einige sehr erfolgreiche Ermittlungsergebnisse zurückblicken. Nicht zuletzt auf den im öffentlichen Fokus gestandenen Fall der Explosion im Eingangsbereich eines Ladenlokals in der Bahnhofstraße. Dank Kellers intensiver Fortbildung zum Thema *Mobile Sprengsätze – Gefahrenabwehr und Aufdeckung* konnte der Fall in Rekordzeit aufgeklärt werden. Dass seine diesbezüglichen Kenntnisse auch im neuen Fall noch eine Rolle spielen sollten, erscheint im Moment mehr als unwahrscheinlich.

Und ganz nebenbei haben die beiden Kommissare instinktiv ihre oft zufällig wirkende Routine entwickelt, die nicht nur sie selbst hin und wieder aus dem Konzept bringt, sondern vor allen Dingen auch die befragten Personen und diese dadurch des Öfteren zu unbedachten, aber für die Kommissare sehr wertvollen Aussagen verleitet. So gesehen eine durchaus fragwürdige, aber zuweilen recht erfolgreiche Befragungsmethode – auch wenn sie Keller hin und wieder, wie gerade jetzt, auf den Wecker geht.

Der Kopf, um Himmels willen, der Kopf

Der Hauptkommissar gibt sich Mühe, auf Schraders dumme Samurai-Bemerkung nicht weiter einzugehen und sich auf das zu konzentrieren, weshalb sie hier sind. „Gab es so etwas bei den Römern nicht auch? Nach einer verlorenen Schlacht? … Hat der Zeuge Schmidt eben gerade nicht etwas in dieser Art angedeutet?“, fragt Keller.

„Na klar. Hast doch gehört, was der Mann gesagt hat“, meint Schrader. „Varus hat genauso, wie der arme Detlef Bauer hier zu

unseren Füßen, nach der verlorenen Schlacht und drei hingemetzelten Legionen Selbstmord begangen. Hat sich in sein Schwert gestürzt, der arme Varus."

„Varus, soso", lächelte Keller, „glaubst du etwa, unser Zeuge ist damals dabei gewesen, um das so genau zu wissen?"

„Das weiß doch jeder", erwidert Schrader und zuckt dabei entschuldigend mit den Schultern.

Die Kollegin von der Spurensicherung meldet sich, bevor Keller ihm eine verbale Replik verpassen kann. „Schauen Sie mal!" Sie hält ein kleines Rechteck in einer Plastiktüte in die Höhe.

„Was ist das?", fragt Keller und kommt einige Schritte näher. „Das nenne ich mal eine glückliche Überraschung. Ein Handy. Entweder ist der Täter ein Idiot…"

„Oder doch römisches Harakiri", unterbricht ihn Schrader.

„Nein", widerspricht die Kollegin von der Spurensicherung. „Diese Person hat sich nicht selbst das Schwert in die Brust gestoßen. Unmöglich. Er hat gestanden, als er von vorne und aus kurzer Distanz erstochen wurde, und ist dann der Länge nach auf den Rücken gefallen. Dafür ist der Gladius – so heißen die römischen Schwerter doch, oder? – zu tief in den Brustkorb eingedrungen." Sie schüttelt den Kopf. „Das kann er nie alleine bewerkstelligt haben. Dazu ist er viel zu übergewichtig und untrainiert, wenn ich das so respektlos sagen darf … dieser Mann ist eindeutig ermordet worden."

„Gab es einen Kampf? Gibt es Abwehrverletzungen?", will Schrader wissen.

„Nein", erklärt die Frau im weißen Schutzanzug, „soweit wir es sehen können, gibt es keine sichtbaren Abwehrverletzungen, die auf einen Kampf hindeuten würden. Also können wir auch ausschließen, dass er vorher durch einen Schlag oder was auch immer außer Gefecht gesetzt worden ist. Das Opfer muss er direkt vor

dem Täter gestanden haben, als dieser zum tödlichen Stich ausholte."

„Übrigens", berichtet die Frau von der Spusi mit einem vielsagenden Lächeln, „das Handy ist nicht passwortgeschützt. Schauen Sie, es gibt eine lange Reihe von Textnachrichten, gesendet von einem ganz bestimmten Namen." Sie reicht Keller das Handy in der Plastiktüte.

„Das ist interessant", lächelt der Hauptkommissar vielsagend, „und eine erste vielversprechende Spur, zumal der Name uns nicht ganz unbekannt ist."

Er zeigt es erst Schrader und danach auch Sebastian Fischer, sodass sie den Namen des Absenders lesen können.

„Na, das nenne ich eine Überraschung", grinst Schrader frech.

Sebastian Fischer verzieht fast ein wenig erschrocken das Gesicht, ohne ein Wort zu sagen, weil er nicht weiß, wie seine Vorgesetzten darauf reagieren werden, wenn er ihnen von dem zufälligen Treffen in der Bahnhofstraße berichten wird. Als er dann doch zum Sprechen ansetzen will, erklärt Keller bereits die weiteren Schritte, und er hält lieber den Mund.

„Zunächst interessieren uns andere Fragen. Können wir also davon ausgehen, dass Detlef Bauer den Täter gekannt hat? Wenn er, wie Sie vermuten, aus kürzester Entfernung erstochen wurde, ist das doch anzunehmen, oder?"

„Schon möglich, Keller, aber es bleibt die Frage, wie ist der Täter an seine Waffe gekommen? Selbst wenn Bauer ihn kannte – sie muss in der Scheide an seinem Gürtel gesteckt haben. Und es ist nicht davon auszugehen, dass Bauer sie ihm großzügigerweise vor dem Mord in die Hand gedrückt hat."

„Tja, viele Fragen, wenige Antworten", resümiert Schrader lakonisch und fügt hinzu: „Aber wenn Bauer den Täter gekannt

und mit ihm in Kontakt gestanden hat, hätte der das Handy mit Sicherheit nicht liegenlassen."

„Denn dann wäre der Täter tatsächlich ein Idiot", fährt Keller ungerührt mit seinen Überlegungen fort, „Aber mein Gefühl sagt mir, dass der Täter alles andere als ein Idiot ist. Wer mit einem gezielten Stich sein Opfer tötet, hält nicht zum ersten Mal ein Schwert in der Hand. Und ich glaube auch nicht, dass es ein Zufall ist, dass Detlef Bauer *genau so* hier im Römischen Forum aufgefunden wurde, dafür ist die Inszenierung einfach zu perfekt. Der Mörder wusste ganz genau, was er tat. Und deshalb können wir davon ausgehen, dass er in keinerlei Kontakt zu seinem Opfer gestanden hat. Jedenfalls in keinem Kontakt, den wir durch die Auswertung der Handydaten in Erfahrung bringen könnten. Sodass es ihm gleichgültig sein kann, ob wir das Handy haben oder nicht, weil nichts darin zu finden ist, was auf ihn hinweisen könnte." Hauptkommissar Keller schaut seinen Kollegen an. „Was meinst du, Schrader?"

„Bin ganz deiner Meinung", sagt der wie aus der Pistole geschossen. „Es sieht nicht danach aus, als sei dies eine Tat im Affekt. Der Mörder scheint sehr überlegt gehandelt zu haben. Ich bin sicher, dass er das Handy ganz bewusst zurückgelassen hat. Zudem stellt sich die Frage: Was hat Detlef Bauer im Legionärs-Outfit zu so früher Stunde im Römischen Forum zu suchen?"

„Vollkommen richtig. Wenn wir auf diese Frage eine Antwort bekommen, sind wir schon einen Schritt weiter. Dennoch ist der Absender dieser ominösen Textnachrichten, auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, dass er der Mörder ist, eine erste Spur, der wir nachgehen werden. Allerdings bezweifle ich, dass er sich in Wetzlar aufhält und so…"

„Doch…", unterbricht ihn Fischer.

„Was? Doch?", fragt der Hauptkommissar genervt.